



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

**Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.**

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

**Siebenundwanzigster (letzter) Sonntag nach Pfingsten.**

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 24, 15-35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß euer Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt wären, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Mist vom Aufgange ansieht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Haas ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Fohanne senden, mit großem Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lehret dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon hart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dieß Alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, so ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

**Kirchenkalender.**

- Sonntag, 26. November. 27. und letzter Sonntag nach Pfingsten. Konrad, Bischof. Evangelium Matthäus 23, 15-35. Epistel Kolosser 1, 9-14.  
 ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Jünglings-Kongregation, 12<sup>1/2</sup> Uhr Vortrag und Andacht für dieselbe. ● St. Martin: Nachmittags 1<sup>1/4</sup> Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Jungfrauen-Kongregation. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation. ● Ursulinen-Kloster: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten.  
 Montag, 27. November. Maximus, Bischof.  
 Dienstag, 28. November. Günther. ● St. Andreas: 1<sup>1/2</sup> Uhr hl. Messe für einen Verstorbenen der Männer-Sozialität.  
 Mittwoch, 29. November. Saturnin, Bischof.  
 Donnerstag, 30. November. Andreas, Apostel.  
 ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr Hochamt zu Ehren des Pfarrpatrons des hl. Andreas.  
 Freitag, 1. Dezember. Eligius, Bischof. ● St. Andreas: Abends 1<sup>1/2</sup> Uhr Sühne-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● Karmeliten-Kloster: Herz-Jesu-Fest. 6<sup>1/2</sup> Uhr hl. Messe; 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1<sup>1/2</sup> Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenjelen-Andacht. ● Kapelle zu Stoffeln: Erster Freitag zur Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Um 8 Uhr hl. Messe.  
 Samstag, 2. Dezember. Bibiana, Jungfrau und Märtyrin. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.

**Die Zerstörung Jerusalems und das Weltende.**

Am Abend des Dienstags in der Leidenswoche hatte Jesus den Tempel für immer verlassen: es war der weltgeschichtliche Moment, da diese Stätte aufgehört hatte, der Centralpunkt der Menschengeschichte zu sein. Das letzte Wort des Herrn war die fürchterliche Drohung gewesen: „Siehe, euer Haus soll euch über gelassen werden“, d. h. euer Tempel soll zerstört werden! — Die Jünger sind ganz betroffen; sie können sich nicht enthalten, das Mitleid des Meisters anzurufen und ihm eine mildere Deutung dieses schrecklichen Urtheils zu entlocken. Darum traten sie zu ihm und machten ihm aufmerksam auf die (einzelnen) Bauwerke des Tempels und einer von ihnen sagte zu ihm: „Meister, schaue, was für Steine und was für Bauwerke!“ — Jesus erwiderte: „Siehst du alle diese großen Bauwerke? Es wird nicht ein Stein auf dem andern gelassen, der nicht herabgebrochen würde!“ (Mark. 13.) So verkündet der Herr hier, in unmittelbarer Nähe des Prachtgebäudes, mit Nachdruck abermals die bevorstehende gänzliche Zerstörung, die Er schon angedeutet hatte, als er bei Seinem feierlichen

Einzuge über Jerusalem weinte und dessen Zerstörung ankündigte.

Nachdenklich schreiten die Zwölfe hinter ihrem Meister aus dem Tempelthore durch das Thal Kidron zum Oelberge. Kaum hat Er sich dort niedergelassen, da treten die Jünger zu ihm mit der Bitte: „Sage uns, wann dieses geschehen wird und welches das Zeichen Deiner Ankunft sein wird und der Vollendung der Weltzeit?“ — Nach ihrer Auffassung steht die Zerstörung des Tempels mit dem Untergange der Welt im Zusammenhange; sie fragen nach dem Zeitpunkt und den Vorzeichen dieser schrecklichen Ereignisse.

Die Beantwortung dieser Frage seitens des Herrn bringt uns, lieber Leser, das heutige Evangelium mit seinem ergreifenden Inhalte: das Ende Jerusalems ist Vorbildlich für das Ende der Welt, — und wie die Weissagung Jesu von der Zerstörung Jerusalems buchstäblich in Erfüllung ging, ebenso gewiß wird einst der andere Teil der Weissagung vom Weltende seine Erfüllung finden.

Unter der strengen römischen Herrschaft hatte das von den Landpflegern ausgefaugte und bedrückte Volk auch bei geringfügigen

Umlassen eine große Neigung zur Empörung gezeigt. So war die Partei der „Zeloten“ (Eiferer) entstanden, die — wie schon früher bemerkt, — von dem Gedanken ausging, nur Gott allein dürfe über das auserwählte Volk herrschen, nur das Mosesische Gesetz habe Geltung in Israel, und darum sei Alles, Gut und Blut, einzuführen, um das römische Joch zu bekämpfen; auf den göttlichen Beistand sei dabei mit Sicherheit zu rechnen. So nahmen denn bald alle Bewaltete die Farbe religiösen Eifers an; beispielsweise eine Verhöhnung der Juden durch die heidnische Tempelwache und die Verbrennung einer Gesetzesrolle durch einen Soldaten erregten unter dem Landpfleger Cumanus heftige Tumulte. Mit Mühe hatten die Juden früher unter Pilatus erwirkt, daß die dem Kaiser Tiberius geweihten Schilde, die im Tempel hatten aufgehängt werden sollen, in einen heidnischen Tempel zu Cäsarea gebracht wurden. Wir erwähnen auch schon, daß der Befehl des Kaisers Caligula, seine Bildsäule im Tempel aufzustellen, Schreien und Aufbruch in alle Verwirrung: nur des Kaisers Tod hinderte bekanntlich den Vollzug dieses Befehls und damit den Ausbruch eines Religionskrieges. Die Zeloten-Partei beherrschte die Mehrzahl des Volkes, das durch die miasmatische Härte und die Erpressung der Landbesitzer, die selbst den Tempelschatz plünderten, mehr und mehr zur Verzweiflung getrieben ward. Alle seine Vorgänger aber übertraf der tyrannische Procurator Gessius Florus, ein Günstling des Prätors Nero; unter ihm brach daher im Jahre 66 der Aufstand aus, zu dem die Juden besonders durch die von falschen Propheten verheißene Erscheinung des „Messias“, als des von Gott gesandten Befreiers vom Joch der Römer, ermutigt wurden.

Mit einem wahren Fanatismus, ohne Rücksicht auf ihre physische wie ihre moralische Schwäche, begannen nun die Juden den ungleichen Kampf; sie hatten keine regelrechte Armee, keine Bundesgenossen, vielmehr waren sie bei Nachbarvölkern grüßlich verhaßt; zu all dem kam aber noch die Zwietracht unter ihnen selbst. Der Kaiser Nero ernannte den Vespasian zum Feldherrn in Judäa; dieser rückte im Jahre 67 mit einem starken Heere in Galliläa ein und nahm, nach einer heftigen vierzigtägigen Belagerung, dessen stärkste Festung Jotapata; nahezu vierzigtausend Juden wurden erschlagen; der schon wiederholt erwähnte Geschichtsschreiber Flavius Josephus rettete durch Flucht sein Leben. Ganz Galliläa mußte sich nun ergeben; Viele flüchteten nach dem überaus stark befestigten Jerusalem, wo indes vier verschiedene Parteien sich gegenseitig zerstückelten und die aufgeschichteten Vorräte aufzehnten, während die Römer mit scharfer Berechnung noch ruhig warteten.

Als dann Vespasian Kaiser geworden, und sein ältester Sohn Titus im Jahre 70 die römischen Legionen vor die jüdische Hauptstadt führte, herrschte dort grenzenlose Verwirrung und eine wahre Schreckensherrschaft. Die Christen waren, sowohl durch die im heutigen Evangelium berichtete Weissagung und Mahnung des Heilandes als durch eine besondere Offenbarung belehrt, nach der griechische Koloniestadt Betsa (in Peräa) geflüchtet, wo sie völlig gesichert waren. Wegen des Osterfestes hatte sich die Zahl der Juden in Jerusalem durch die Wallfahrer noch bedeutend vermehrt; die bald ausbrechende Hungersnot ward, als Titus die Stadt mit einem Wall umschloß, noch fürchterlicher; ein Teil der Stadt nach dem andern wurde von den Römern mit Sturm genommen, während die Juden selbst noch durch Mord ihre Heiligthümer schändeten: es war der geweihte „Gruel der Verwüstung an heiliger Stätte“.

Am 17. Juli des Jahres 70 hörte das tägliche Opfer auf; am 10. August wurde der Tempel erstürmt und, obwohl Titus ihn hatte schonen wollen, durch eine, von einem Soldaten in's Allerheiligste hineingeschleuderte

Brandfackel in Asche gelegt; am 2. September fiel auch die obere Stadt. Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht; nur drei Türme und wenige Häuser blieben stehen. Der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus schätzt die Zahl der während der Belagerung und der Erstürmung umgekommenen Menschen auf 1.100.000; ungefähr 97.000 wurden gefangen fortgeführt und als Sklaven verkauft oder in die Bergwerke und Amphitheater geschickt; bei den Kampfspielen im Amphitheater zu Cäsarea ließ Titus beispielsweise an einem Tage 2500 Juden sich gegenseitig morden; bei seinem Triumphzuge in Rom wurden die kostbaren Tempelgefäße, der goldene Tisch, der siebenarmige Leuchter und die Gesetzesrolle vor dem Sieger einhergetragen. Noch heute erinnert der Triumphbogen des Titus in Rom an die entsetzliche Katastrophe des jüdischen Volkes, das von nun an kein Opfer und keinen Altar mehr hatte, dessen Reite, in alle Welt zerstreut, lebendige Zeugen sein sollten für die Wahrheit der prophetischen Worte Jesu. So, nach dem Zeugnis desselben Flavius Josephus, hat der heidnische Feldherr Titus selbst sich dahin ausgesprochen, er halte sich für das Werkzeug des erzürnten Gottes der Juden! Es war das im heutigen Evangelium angelegte Gericht über Jerusalem, den Tempel und das jüdische Volk.

Und wie es der Stadt Jerusalem mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Trost gegen den Messias erging, so wird es nach dem Worte des Herrn auch einst der Welt ergehen: auch ihr Ende bleiben von ihrer Herrlichkeit! Und wenn Unglaube und Acker jetzt scheinbar triumphieren, und die trennen Anhänger Jesu in ähnlicher Weise verhöhnt und verfolgt werden, wie einst der Meister selber, so dürfen sie nicht verzagen: sie haben das Wort des Herrn, daß der Abend der Weltzeit i hne n gehört! Himmel und Erde werden vergehen, aber die Worte des Herrn werden nicht vergehen!

#### Eine Reiserück Erinnerung an Durban.

Von Marineprediger a. D. F. G. Heims.

Miens Strand war hinter uns versunken, und nach zweieinunddreißigtägiger Fahrt durch den Monsun des Indischen Ozeans mit seinem stürmischen Segelgange gingen wir zu Anker angelehnt an die Berge Südafrikas auf der unwirklichen Röhde von Port Natal, in zwei Seemeilen Entfernung von der brandungsumbräunten Küste. Wenn dieser Ankerplatz in Daniels „Großer Geographie“ als „herrlicher Hafen“ bezeichnet wird, dann zeugt das von großer Bescheidenheit des Berichterstatters. Witzernüßig sah das hügelige, grünbewaldete Ufer, vor dem sich ein jauchiger Dünentreiben hingog, auf das deutsche Kriegsschiff; auch der hohe schlanke weiße Leuchtturm auf dem ragenden Vorgebirge, das der Röhde nicht viel Schutz zu verleihen vermag, schaute zu uns herüber mit recht nichtsagendem, fragenden Ausdruck. Aber die Fregatte wiegte sich, wie milde von der langen Fahrt, vor 140 Meter Ankerkette, und eilig kamen vom Leuchtturm her die kranken Seen der Nacht heran und kühlten aufdringlich um ihren Bug, wildes unruhiges Volk, das seine eigentliche Natur erst weiterhin zeigte auf der „Barre“, die vom Leuchtturm bis zum jenseitigen Ufer hinüber den Eingang in das eigentliche Hafengebiet sperrt. Dort über der Barre wälzten sie sich tobend und flegelnd, schaumig und brausend dem Strande zu. Außer der deutschen Fregatte lagen verschiedene andere Dampfer und Segelschiffe auf der Röhde, die aber alle wie schwerbetrunken vor der gewaltigen Dünung schwankten; flinke kleine Schlepper fuhren zwischen ihnen hin und her und tauchten auch wohl dieses oder jenes Fahrzeug über die Barre, die bei Hochwasser für Schiffe mit niedrigem Tiefgang passierbar ist. Weiße Tauchermöven, große Egel mit schwarzen Flügelspitzen, flogen in Schwärmen über dem bewegten Wasser, um plötzlich wie ein nieder-

zuender Strahl mit solcher Gewalt auf ihre Beute niederzuschleudern, daß der weiße Glanz hoch um sie aufspritzte. Hierliche „Kapaunen“ strichen über die See hin, die auch einer kleinen Mövengattung angehören, oben braun mit weißer Zeichnung, als wären sie mit Kalb bespritzt; dunkle Seeraben mischten sich unter sie; feiner Wasserlaub verirrte auf den verwehten Seen; die Sonne ging hinter unfreundlichen Wolken unter und ganz drüben, auf den Höhen, waren weiße Häuser sichtbar. Aber an ein Landen war für uns nicht zu denken mit eigenen Booten, so wenig wie für die englischen Eskadren daran zu denken sein wird, auch für den Fall, daß die Buren dann die Stadt Durban noch nicht besetzt haben. „Port Natal“ heißt Hafen und Röhde darum, weil Vasco de Gama am dies „Natalis“, am Weihnachtstage 1497, diesen Ankerplatz entdeckte. Die Stadt trägt den Namen Durban einem früheren englischen Gouverneur zu Ehren.

Passierbar ist die Barre nur für die dort gebräuchlichen Schlepper, die Tucks; und was und wen die Engländer ausladen wollen, wird auf ihnen die Durchfahrt erzwingen müssen. Und die ist gar nicht so einfach. Drohend tosen über der Barre die Brecher, die heranbrausenden, sich überstürzenden schäumenden Seen, über denen es wie lustige, zerrißene Schleier im Winde weht; lang, breit, grünlich schillernd mit weißem Raum rollt es heran, das reelinglose Dampfboot hebed und senkend, daß die Salzflut über das Deck des Fahrzeuges plätschernd hinplätscht, das taumelnd und schaukelnd in der Brandung sich wälzt. Wenn eine feindliche Macht das Ufer besetzt und die Durchfahrt unter Feuer fällt, dann dürfte eine Landung, ehe der Feind durch Geschützfeuer von der unruhigen Röhde aus unschädlich gemacht ist, zu den unmöglichen Dingen gehören. Und von bewegter See aus schießt es sich bekanntlich nicht gut auf feste Röhde. — Ist die Barre passierbar, öffnet sich hinter ihr ein großes, schönes, stilles Beken: der Hafen. Es bestand ein großartiger Plan, ihn durch Wellenbrecher, Sprengungen und Baggerungen zu erweitern und für große Schiffe zugänglich zu machen. Zum Teil soll er durchgeleitet sein.

Die seit 1835 besiedelte Stadt mit ihren freundlichen, breiten, regelmässigen Straßen macht den angenehmsten Eindruck: Große Läden, stattliche Gebäude, als Bank, Postgebäude und Rathaus, niedrige, sauber gehaltene Wohnhäuser, elegante Klubs und zahlreiche Hotels, vielarmige Gaslaternen auf den Plätzen und die vielverzweigten Pferdebahnen in den Straßen — alles giebt dem räumlich außerordentlich langgestreckten Städtchen ein behäbiges und belebtes Aussehen.

Zu ganzen zählt Durban jetzt wohl an zwanzigttausend Einwohner, die farbigen eingerechnet; die größte Zahl der „Weißen“ wohnt auf der Vere, einer überaus weitgedehnten, den Berg hinaufgebauten Villenstadt mit oft prächtigen Gärten und hochgelegenen Sandhäusern, die von purpurnen und dunkelblauen Schlinggewächsen in üppiger Blütenpracht eingehüllt sind. Die Villen sind jener wunderbaren Euphorbia splendens glühend blutrot durch die Risings und Cypressen, und mit goldenen Früchten reichlich überladen standen die Orangenbäume längs der schattigen Wege. Die Aussicht war hier oben majestätisch schön im funkelnden Abendsonnenlicht, das über den weiten Ozean, über die Nacht mit der weißbrandende Barre, den stillen Hafen und die freundliche Thalstadt seinen Schimmer goß. Und landeinwärts begrenzten die hohen „Drafsenberge“, die Grenze gegen den Oranje-Freistaat, den Blick; immer ein Stockwerk über das andere hochgebant. Nach den anderen Seiten verlieren sich die kleinen und einfachen Kolonienhäuser allmählich in Busch und Heide und Weide, aus der, nahe dem bewaldeten Bergufer, sich einzelne der eigenartigen, dachlosen gewölbten Kaffershöhlen abhoben.

Diese Kaffern sind überhaupt ein eigenartiger Schlag. Fast alle Arbeiter in Durban und ganz Natal sind Zulu-Kaffern, meistens sechs Fuß große, merkwürdig schön und kräftig gebaute Burghen von der Farbe gut gebräunter Kaffeebohnen, mit strommer Muskulatur, besonders auch der Beine. Die festen Gesellen müssen einem gefallen, wenn sie fröhlich lachend die prächtigen Zahnreihen leuchten lassen, zwischen ihnen eine Zunge zeigend, die wie rot lackiert aussieht, während ihnen die wolligen Haare, in ungezählte Zöpfchen geflochten, steif vom Kopfe abstehen. Zum Gruß deuten sie mit dem Zeigefinger des rechten Armes nach oben, uns anreudend in den fast melodischen Tönen ihrer weichen, etwas singenden Sprache mit den unnachahmlichen Schalllauten. Dazu liegt in ihrem ganzen Auftreten etwas Freies und Selbstbewußtes, und doch ein Kaffernkrieger ist ein ganzer Kerl.

Die dunkelhaarigen Weiber ließen sich auf den ersten Blick schwer unterscheiden, ob zu den Zulus oder den Indianerinnen oder Madagassinen gehörend, die auch vielfach eingewandert sind; alle mit silbernen oder messingenen Ringen um die runden Arme, das Handgelenk und die Knöchel, ja die Beine, und mit jederdem Schritt ihre Wäsche- oder Gemüßladung in solcher Haltung auf dem Kopfe tragend, teils in bunte maletische Gewänder, teils in abgelegte europäisch garnierte Kleider und Jacken älteren Schnitts, gekleidet. Dabei im Krall macht ihnen die Wahl ihrer Toilette weit weniger Dual.

Eine andere angehende Aus schmückung der Straßen waren die gewaltigen blumpen Ochsenkarren der Buren, mit bis zu vierzehn Paaren jener großen, langhörigen Kinder bespannt, die für Südafrikas Verkehrsleben ja überaus wichtig sind. So kamen sie von fern her über die grasigen Steppen, die Buren; über hohen Bergpaß und durch tiefes Thal, durch Furt und Sand, das einzig denkbare Verkehrs- und Reisefuhrwerk benutzend, in dem ganze Familien monatelang hantieren, begleitet von der Herde der Schlachthammel. Unten auf dem Boden des riesigen Planwagen sind die Kisten und Kisten mit Gepäck und Gerät verpackt, darüber wird zur Nachtzeit eine Art federnden Federgerüsts gespannt, auf das die Matratzen zur Ruhe gebracht werden; unter dem schützenden Plandach hängt die schwankende Laterne und wirft wechselndes, ungewisses Schein über die Gesichter der Schlafenden, und glühend leuchtet die Pracht der Gestirne herab auf die weite, stille nächtliche Einsamkeit, durch die von ferne das Belien des Schafals bringt, daß die Hunde aufmerkend den Kopf heben und knurrend unter dem Wagen die Fährte zeigen. Pferde sind für solche Reisen gar nicht zu gebrauchen, auf denen oft für drei, vier Tage das spärliche Trinkwasser für die Menschen im sorgsam gefüllten Faß mitgeführt wird und die Zugtiere einfach durften müssen bis zur nächsten Quelle. Das Pferd würde dabei zu Grunde gehen, während der Kaffeeochse zurücker ist, wenn er sich dann nur buchstäblich voll trinken kann. Weiter wird er im Innern noch als ausdauerndes Reittier geschätzt und gejagt, das in gleichmäßigem Paktgang es auf die Länge mit dem besten Pferde aufnimmt.

Ein besonders interessanter Ort ist die handelsch-westfälische Kolonie Neu-Deutschland, eine Tagereise von Durban entfernt. Unsere wackeren Landsleute dort, gegen 50 Familien, die 1847 dahin ausgewandert, sind im eigentlichen Besitz von etwa 23 tausend Morgen, halten ihren eigenen Prediger und Lehrer und halten fest an heimlicher Sitte. Auch sie stellen ihr Aufgebot zu der Freiwilligenmiliz, die auch im Kaffernkriege unter Waffen treten mußte und so ziemlich einziger Schutz der ganzen Kronkolonie war und der Hauptstadt in jenen Tagen, als die Schlacht von Mandula von den königlichen Truppen verloren war und man in Durban schon daran dachte,

Weiber und Kinder in einzelnen festen Gebäuden unterzubringen und die übrige Stadt preiszugeben, falls die siegreichen Kaffern in ihren fürchterlichen Eilmärschen sich auf dieselbe richten sollten. Unsere Norddeutschen ließen 50 Verittene marschieren unter Führung eines Kapitäns, eines Leutnants, eines Sergeanten und Korporals, denen sich die Mannschaft durch Unterschrift verpflichtet hat. Die kleine Truppe darf nicht außerhalb der Natal-Kolonie verwendet werden. Jetzt wird auch sie wohl mobil gemacht sein unter den Natal-Boleers, von denen die Rede war bei Beginn des Krieges.

Wären wir ihnen auch diesmal unter englischer Fahne nicht den Sieg gegen die Buren, Ehre und fröhliche Heimkehr dürfen wir dem deutschen Haufen doch wünschen. Mögen sie alle unverfehrt zurückkommen — wie die Royal Dragoons.

### Uebersicht.

Humoreske von L. von Roden.

Notwendige Geschäfte hatten mich nach dem etwa eine halbe Stunde von meinem Gute entfernten Städtchen B. geführt. Es mochte beinahe drei Uhr sein, als ich endlich infolge eines regen Appetits das einzige Gasthaus aufsuchte, um dessen luftliche Gemüße zu probieren. Wer beschreibe jedoch mein Erstaunen, als ich im Speisezimmer zwei junge Forstassessoren aus der Umgegend, Studienfreunde von mir, antraf, die ich seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen. Nach herzlichster Begrüßung sahen wir bald bei einer Flasche „Echten“ und frischsten alte Erinnerungen auf. Endlich kam ich auch auf meine jetzigen Verhältnisse zu sprechen und klagte meinen beiden Freunden, daß ich auf meinem einsamen Gute ein so ides und trauriges Leben führen müsse. Während ich mich immer mehr in Eifer hineinredete, merkte ich gar nicht, wie die beiden sich lächelnd ansetzten, bis endlich der eine von ihnen begann:

„Nun, wenn Du ein gar so trauriges Leben führst, so heirate doch.“

„Heiraten?“ Ich lachte spöttisch. „Wen denn?“

„Nun, ich denke, Du könntest es bei Deinen guten Verhältnissen doch an einer passenden Frau nicht fehlen. Ich wüßte sogar in der hiesigen Gegend ein Mädchen für Dich; reich, schön, guter Name, kurz alles, was dazu gehört.“

„Ach was, schönes Mädchen; laß mich damit in Ruhe. Ich will es gar nicht kennen lernen.“

„Oho! Du müßtest 'mal erst die Tochter des Oberst von Funf gesehen haben, dann würdest Du anders sprechen.“

Doch vergebens eiferte mein Freund, ich entgegnete ihm nur mit dem gleichgültigsten Gesicht:

„Ich glaube kaum, daß mir das Fräulein v. Funf gefallen würde.“

„Gefallen würde sie Dir wohl schon, aber Du wirst sie nie bekommen.“

„Wer will mir denn das verwehren?“ brauste ich auf.

„Nun, nun, nur ruhig Blut, erst hören und dann urteilen.“

Ungefähr eine Stunde von hier lebt der pensionierte Oberst von Funf mit seiner Tochter Hanna. Letztere ist ein Engel an Schönheit, und ist daher viel begehrt. Der Alte jedoch ist so stachlich, daß ihm auf keine Weise beizukommen ist. Er schleicht sein Kind von Welt und Bewerbern ab und hütet es, wie damals der Drache das goldene Vließ. Er betreibt alle, die sich ihm nähern, einfach durch stetigen Widerspruch.

Nun, Widerspruch ist wohl eine unangenehme Gewohnheit, daß sich aber ein vernünftiger Mensch einschüchtern und in die Flucht schlagen läßt, scheint mir sehr unwahrscheinlich zu sein.

Es handelt sich hier eben nicht um eine vorkommende Meinungsverschiedenheit, sondern um systematischen Widerspruch, der sich gegen

Recht wie Unrecht richtet und von vernünftigen Auseinandersetzungen nichts wissen will.“

„Mit solchen Menschen streitet man sich einfach nicht.“

„Das ist ihm aber auch nicht recht! Er will streiten und seinen Gegner durch die tollsten Behauptungen außer Fassung bringen.“

„Und was geschieht dann?“

„Dann geschieht folgendes: Wenn der Gegner nicht mehr streiten will oder kann, so sucht er einen Vorwand, um ihn fortzuschaffen. Gibt der Gegner nicht nach, so entwickelt sich als ganz natürlicher Verlauf ein ernstlicher Streit; man sagt sich die fürchterlichsten Dinge und bricht auf diese Weise jeden Verkehr ab. Der Sonderling will, meine ich, seinen Herrn noch finden.“

„Und dieser werde ich sein,“ rief ich erregt, indem ich aufsprang und nach Hut und Stock griff. Vergebens rieten mir meine Freunde ab, vergebens stellten sie mir die Gefahr, die mir bei der Festigkeit des alten Herrn drohte, vor. Ich ließ mich nicht abbringen, nahm kurz Abschied und eilte meiner Wohnung zu. Auf dem Wege dorthin legte ich meinen Plan zurecht, mittels dessen ich den alten Sonderling zu fangen glaubte.

Schon am nächsten Tage ritt ich mit erkönnlicher Gleichgültigkeit durch das Bitterthor des verzauberten Schlosses. Ein Diener übernahm mein Pferd, indem er mich mit einem verschämten Blick streifte; der Mensch freute sich mindestens schon auf meinen unfeinwilligen Rückzug. Ich begann bereits den unüberlegten Streich zu bereuen, der mich sicheren Beleidigungen aussetzen würde, und nur der Gedanke an Hanna, der Tochter des Obersten, ließ mich meine Absicht aufrecht erhalten. Ein zweiter Diener hatte inzwischen meine Karte abgenommen und war fortgeeilt, um mich anzumelden; ehe ich nur recht wußte, wie mir geschah, befand ich mich schon dem Obersten gegenüber.

Mit dem Bewußtsein, daß der Augenblick, zu handeln, gekommen sei, kehrte auch mein ganzer Gleichmut zurück. Während ich einige Höflichkeitssphrasen sprach, müsterte ich mit großer Ruhe mein Gegenüber. Es war ein schöner, alter Mann, militärisch stramm; das edel gefärbte Haupt ward hochgetragen und der Ausdruck der grauen Augen wechselte lebhaft; ich meinte, mehr heiteren Mutwillen als bössartige List darin zu erkennen.

Nach den ersten Begrüßungsformeln — der Hausherr hatte mich mittlerweile aufgefordert, Platz zu nehmen — kamen wir auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu sprechen, wobei ich erwähnte, wie schwer es in dieser Gegend für einen gebildeten Men wäre, Verkehr zu finden. Der angenehme Eindruck, welchen der alte Herr auf mich gemacht hatte, ließ mich alle vorherigen Vorurteile veressen, so daß ich beinahe vom Stuhl gefallen wäre, als der alte Herr plötzlich die hübschen Augenbrauen zusammenzog und grimmig entgegnete:

„Sie glauben nun anscheinend, daß man bei mir aus- und eingehen könne, wie man wolle.“

„Durchaus nicht, Herr Oberst!“ stammelte ich im ersten Schrecken. Es gelang mir aber bald mich zu fassen und mit größter Ruhe hinzuzufügen: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, kam ich mit der Absicht hierher, daß mein erster Besuch auch der letzte sein sollte.“

„Warum das, wenn man fragen darf? Was soll Sie hindern wiederzukommen?“

„Man sagte mir, daß Sie kein Freund von Besuchen wären.“

„Weshalb kamen Sie dann?“

„Weil ich Sie kennen zu lernen wünschte.“

„Unfinn! Mich Alten kennen zu lernen wünschen. Oder,“ fügte er hinzu und zog die Brauen noch drohender zusammen, „sagte man Ihnen vielleicht noch, daß außer mir noch eine Person in diesem Hause wohnt?“

„Allerdings. Sie haben eine Tochter.“

„Und?“

„Und nichts! Was geht mich das an?“

„Aha! Meine Tochter interessiert Sie gar nicht!“ spottete er.

„Sie haben genaue Instruktionen über mich eingelesen, daß meine Tochter jung und schön ist, davon wissen Sie aber selbstverständlich gar nichts.“

„Je nun, Herr Oberst, ich habe einen sonderbaren Geschmack. Was andere schön nennen, gefällt mir meistens gar nicht. Uebrigens werde ich keine Gelegenheit haben, eine Probe meiner Ansichten über „schön“ und „nicht schön“ hier abzulegen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Weil man mir gesagt hat, daß Sie nicht höflich sein können. Sie müssen schon entschuldigen, es gehört zu meinen Eigenschaften, aufrichtig zu sein.“

„Thorheit! Ich kann ebenso höflich sein wie irgend jemand, wenn ich will. Vor allem lassen Sie sich aber sagen, daß ein so junger Mensch wie Sie, kein Recht hat, Eigenheiten zu haben.“

„Ich meinte, dieses Recht stünde jedem zu, ob jung oder alt. Doch das ändert nichts an der Sache: Sie werden mich nicht einladen, meinen Besuch zu wiederholen, und so werde ich denn auch ganz bestimmt nicht wiederkommen.“

„Und ich sage Ihnen, Sie werden wiederkommen, das heißt, ich bitte Sie darum. Sie haben selbständige Ansichten, die Sie rund heraus sagen. Nichts ist langweiliger als ein Mensch, der nur ja und nein sagt, wie man es ihm in den Mund legt.“

Mit diesem Zugeständnisse durfte ich mir wohl schmeicheln, einen kleinen Erfolg errungen zu haben. Ich empfahl mich daher und ritt wohlgenut davon, nachdem ich dem schadenfrohen Diener, der mir mein Pferd herbeibrachte, ein lustiges Stüchchen ins verdubelte Gesicht gepfeifen hatte.

Nur zehn Tage hielt ich meine Ungeduld im Zaume, dann schlug ich wieder den Weg nach des Obersten Besichtigung ein. Der alte Herr empfing mich mit künsterer Miene. Er grollte, daß ich seine Einladung, mit der er sich zu einem unerhörten Zugeständnisse herbeigelassen zu haben wähnte, so kühl aufgenommen hatte. Ich entschuldigte mich mit dem Vorgeben, nicht lästig sein zu wollen.

„Wenn Sie mir lästig wären, hätte ich Sie nicht eingeladen.“

„Lästig würde ich Ihnen doch sein, wenn ich häufiger käme!“

„Donnerwetter!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ist das nicht ein rechthaberischer Mensch! Nun will er gar meine Gedanken besser kennen als ich selber! Ich sage Ihnen, Sie können alle Tage kommen, wenn Sie wollen. Ich brauche anregende Gesellschaft.“

„Der Sie die Thüre weisen, wenn Sie sie nicht mehr gebrauchen können.“

„Das werde ich entschieden nicht thun, junger Mann! Wie können Sie überhaupt so bestimmt behaupten, daß ich dieses oder jenes thun werde? An mir soll es nicht liegen, wenn ich Ihnen bei einem täglichen Zusammensein die unangenehme Rechthaberei nicht abgewöhne; da hört ja jedes vernünftige Gespräch auf.“

Von da ab waren meine Besuche sehr häufig, ja es schien ganz selbstverständlich, daß ich meine ganze freie Zeit im Hause des Obersten verbrachte. Mein Einfluß auf den alten Sonderling war vom ersten Augenblick an ein ganz merkwürdiger! Ich hatte nichts zu thun, als das Ende des Fadens, an dem er mich zu gängelung vermeinte, festzuhalten und nach meinem Wunsch spielen zu lassen, woran ich mich bald gewöhnte.

Selbstverständlich verkehrte ich als täglicher Gast auch mit Fräulein Hanna.

Trotz der Wachsamkeit des Obersten hatte sich in kurzer Zeit ein Einverständnis hergestellt, wie es häufig genug vorkommt, wenn zwei junge Leute immer beisammen sind. Mit der diplomatischen Begabung, die bei jedem jungen Mädchen zugleich mit der Reueigung

ins Leben tritt, hatte Hanna meine geheimen Anschläge erkannt und sich meiner zur Schau getragenen Gleichgültigkeit als Mittel zum Zweck gefreut. Wie sie mir bei einer unserer zufälligen Zusammenkünfte ohne Zeugen gestand, fürchtete sie doch noch immer, daß ich einmal doch aus der Rolle fallen und den Preis verlieren würde.

Es war allerdings eine peinliche Lage, in der ich mich befand. Es that mir weh, den alten, ehrenwerten Herrn, den ich sehr lieb genommen hatte, zu hintergehen, und doch konnte ich das für uns alle drei so wichtige Gespräch mit ihm nicht anregen, weil ich befürchten mußte, daß unsere Pläne an seinem Widerspruch scheitern würden. Da gab es kein anderes Mittel, als sich in Geduld kleiden, bis ein glücklicher Augenblick die Bresche öffnen würde, durch die ich in das feindliche Lager eindringen könnte.

Endlich einmal kam die Sache doch zum Ende und zwar auf ganz unerwartete Weise. Wir sahen eines Tages beim Nachmittagskaffee, als plötzlich der Oberst sein Töchterchen mit barschen Worten aus dem Zimmer schickte und mich dann ansah:

„Was wollen Sie mit den zärtlichen Blicken bezwecken, die Sie mit dem Mädchen so ungeniert tauschen, Herr Oberförster? Was wollen Sie damit, frage ich?“

Seine Stimme wurde mit jedem Worte lauter und endigte mit einem Gebrüll, begleitet mit einem Faustschlag auf den Tisch, daß die Kaffeetafel klirrend hin und her tanzten.

„Ich? — Wollen?“ erwiderte ich in gedehntem Tone recht kühl. „Ich will gar nichts, Herr Oberst! Vielleicht ist mein Blick von Natur aus zärtlich!“

„Von Natur aus! Hm! — Sehr gut! Warum betrachten Sie aber mich dann nicht mit verliebten Blicken, mein Herr?“

„Vermuthlich beschränkt sich dies Naturspiel nur auf das Betrachten des weiblichen Geschlechts, ich will es aber auch bei Ihnen versuchen: Ihre Augen zum Beispiel sind sehr interessant.“

„Interessant? Wüßte nicht, wen das interessieren könnte! Doch herans mit der Farbe: Sie wollen meiner Tochter den Hof machen und glauben gar, daß ich mein einziges Kind einem grasgrünen Oberförster an den Hals werfe?“

„Keineswegs, Herr Oberst! Ich hege weder die Absicht, mich um die Hand Ihrer Tochter zu bewerben, noch kann ich erwarten, daß Sie mir dieselbe an den Hals werfen sollen,“ entgegnete ich kalt und richtete mich zu meiner vollen Höhe auf.

„Oho! Gar hochmüthig! Ist dem Herrn meine Tochter am Ende nicht gut oder schön genug?“

„Ich bezweifle gar nicht, daß das Fräulein gut, auch wohl schön ist, aber —“

„Was aber?“

„Fräulein Hanna ist blond und hat blaue Augen!“

„Freilich das Kind hat Haare wie Sonnen- gold und Augen wie Bergflümmelnicht. Ist Ihnen das etwa auch nicht recht?“

„Ich ziehe dunkle Frauen vor!“

„Dann ist es Ihnen wohl auch nicht angenehm, daß sie erwachsen ist, wie eine Lanze?“

„Ich weiß nicht, kleine Frauen sind so niedlich, besonders wenn sie etwas rundlich sind.“

„Zum Henker! Dann weiß ich Ihnen nur einen Rat: Gehen Sie nach Konstantinopel und freien Sie eine Türkin, die sind klein und dick und schwarz.“ plakte der alte Herr heraus. „Da kommt der Mensch in mein Haus, verdreht dem Kinde den Kopf, daß es ganz verwirrt wird, und als ich es frage, ob ihm der Mensch gefällt, meinen Vorkaffee statt in die Tasse in die Zuckerchale schüttet, und er — er jagt mir, er wolle meine Tochter nicht heiraten, weil sie schlau und blond ist!“

„Aber, Herr Oberst, beruhigen Sie sich doch! Ich würde mich ja glücklich schätzen, Ihre

Tochter als Frau zu bekommen; es kann und darf aber nicht sein!“

„Zum Rückst! Wer kann es denn verbieten, wenn es mir, Ihnen und meiner Tochter recht ist?“

„Entschuldigen Sie, Ihnen kann es eben nicht recht sein!“

„O, du lieber Himmel! Warum kann es mir nicht recht sein?“

„Sie können Ihre Tochter einem armen, unbedeutenden Oberförster unmöglich zur Frau geben und Sie werden es ganz entschieden nicht thun!“

„Ich? Ich kann meine Tochter geben, wenn ich will. Ich bin reich genug, um sie auch einem armen Manne zur Frau zu geben, wenn ich ihn für würdig halte. Und am allerwenigsten lasse ich mir von einem grasgrünen Oberförster vorschreiben, was ich zu thun habe! Herr, man spricht allenthalben von einem Einverständnis zwischen Ihnen und meiner Tochter. Sie haben das Mädchen ins Gerede gebracht. Und Sie werden es heiraten! Hören Sie mich? Kavalierswort! Schlagen Sie ein oder — zum Henker —“

„Kavalierswort! Einschlagen!“ rief ich, ohne zu zögern.

Da hatte sich der Alte in seinem Eifer selbst den Rückzug abgeschnitten. Bevor er sich anders bestimmen konnte, hatte ich seine Hand ergriffen, und fünf Minuten später hielt ich meine Braut in den Armen.

Mein Erfolg erregte in der ganzen Gegend Aufsehen, besonders bei meinen beiden Studienfreunden. Mit meinem Schwiegervater betrug ich mich fortan aufs Beste. Wir stritten und widersprachen uns in unverbrüchlicher Freundschaft und meine Hanna lachte und freute sich darüber.

### Affertei.

\* Scherzfrage. Wer ist am Vethlehemer Kindermord und am Transvaal-Kriege Schuld? (200000 2000 200000 2000 200000)

\* Umschreibung. „Herr Doktor, können Sie mir sagen, was jener Herr mit den vielen Brillant- ringen dort ist?“ — „Ehädige Frau, das ist ein Mann, dem es seine Verhältnisse gestatten, nach dem Frühstuck gleich Jeterabend zu machen!“

\* Schmeicheleihaft. Der Aktuar Kaiderg hat beim Regierungsjubiläum Sr. Durchlaucht einen Orden bekommen. Als er danach zur Kabinenzugelassen wird und seinen Dank gestammelt hat, sagt Durchlaucht plötzlich: „Aber was sehe ich, Knickerig, Sie tragen ja den Orden gar nicht!“ — „Mein Durchlaucht, den lege ich nur bei an- gewöhnlichen Gelegenheiten an!“

\* Aus der Kinderstube. Elschen (ein großes Küchmesser in der Hand haltend): „Sieh! nur, Mama, schon wieder giebt man nicht Acht auf mich!“

### Charade.

Wenn nach dem letzten Akt  
Der Vorhang ist gefallen,  
So sagt man von dem Stück,  
Der Silben erste sei.  
Die zweite läßt sich manches Volk gefallen  
Von seines Herrschers Stolz und Tyrannie.  
Bei manchem Redner wird vernüht,  
Was meines Ganzen Deutung ist.

### Somonym.

Mich trägt der Krieger als Schmund und Wehr,  
Vorau mir sehe zwei Zeichen mehr,  
Dann werd' ich Einer, der drauf bedacht,  
Daß er dich soppe, nimm dich in Acht!

### Buchstaben-Rästel.

M des des des G b  
des des des  
des des des T s

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer:

Rästel: Ein hohler Baum.

Somonym: Kägel.